Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1915-1916)

Artikel: Das Kindlein
Autor: Lang, Robert Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750202

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DAS KINDLEIN

Novelle von ROBERT JAKOB LANG

Dem Schulmeister Josef Gretener kam es manchmal vor, als wären die Wolken, welche vor seinen Fenstern vorbeifuhren, voll herrlicher Träume und Klänge. Er starrte ihnen mit frohem Lächeln nach und lief eine Stunde lang mit heiterem Munde umher. Er war ein seltsamer Mann; nicht besonders mit Äußerlichkeiten bevorzugt, aber mit viel verborgener Schönheit, wenn man ihn in seinen guten Stunden traf. Es hing immer eine Freude in den Schatzkammern seines Gemütes, und es mochte über ihn kommen, garstig und spöttisch, immer nahm er sie vom Nagel, wie eine gute Zeitung und faltete sie auseinander, dass er sich weder um Rauheit, noch Dünkel zu kümmern brauchte.

„Man muss immer Gelegenheiten zu einem Lachen finden!" meinte er. Er sagte es dem Schulpfleger Kretz, als ihn dieser über seine gute Stimmung befragte. Dieser brachte den Bescheid, dass die Gemeinde dem Lehrer zweihundert Fränklein am Lohne stutzen wolle. Die Schulpfleger hatten ihren Widerborstigsten zu dieser ungemütlichen Aufgabe abgesandt. Nun stand dieser voll Verwunderung und Verdutztheit über das Nichteintreffen des Ausbruches, welchen er breitrückig über sich ergehen lassen wollte. Er hatte sich eine herrliche Rede über den moralischen Lohn des Pädagogen zurecht gemacht, welcher materielle Vergütungen übertreffen müsse; dann wollte er eine glänzende Aussicht auf ein neues Schulhaus auftun, um den Lehrer zu bestechen. Nun war der Pädagoge es mehr als der Schulpfleger und dazu verlangte ihn, wie den Kretz deuchte, in keiner Weise nach einem Umzug.

„Neue Häuser sind wie neue Fässer, sie färben ab und machen nichts besser!"

Da ging der Rauhbeinige mit ein wenig Rührseligkeit die zwei holperigen Treppen hinab; aber als er unten angekommen war, hatte er sein Gleichgewicht wieder gefunden.

„Er ist nicht der Gescheiteste", dachte er, „aber für die Bursch wird's schon langen!" Wenn er sich die Sache recht überlegte, so konnte die stetige Zufriedenheit nicht viel mehr als ein bisschen Dummheit bedeuten.

Das Schulhaus war nicht so, dass man ihm äußerlich angemerkt

hätte, was es galt. In diesem hatte es eine Ähnlichkeit mit seinem ständigen Bewohner, dem Lehrer; aber weiter ging es damit nicht. Man fand auch in den besten Stunden, und die waren am Abend, wenn die Sonne unterging, keine verborgenen Schönheiten in der Stube und in den Ecken. Es war alles unansehnlich und leer. Wohl stand hin und wieder ein Blumenstrauß in einem Glase auf des Lehrers Tisch, aber mit zwölf Blumen kann man kein Zimmer, welches sich mit allen Wänden, mit dem Boden und der Decke dagegen sträubt, warm machen, oder gar mit Heimlichkeiten füllen. Dreißig alte, verschnitzte und abgerutschte Bänke standen unfreundlich in zu großer Nähe, und Wandtafel und Karte hatten ein verschlossenes Aussehen. Man konnte nicht froh werden, wenn man in den Raum kam, außer man freute sich, wieder hinauszudürfen. Dem Lehrer Gretener ging es so; denn eine Treppe höher wartete seine Wohnung, und da trat die Gemütlichkeit einem auf der Schwelle entgegen und bot den Willkomm. Alle drei Stuben waren voller Blumen; im Sommer kamen sie aus den Feldern und dem kleinen Gärtlein neben dem Spielplatz, und im Winter waren es bunte Strohblumen. Die junge Frau Line, welche in den Stuben hantierte, war groß und schlank. Sie schien dem Schulmeister mit einiger Berechtigung ein Wunder. Sie war hübsch und passte, was die Leute anging, nicht recht, oder gar nicht zum Herrn Lehrer. In Wirklichkeit stellte es sich anders, wenn auch die Stuben so nieder waren, dass ihre Haare fast die Decke streiften; sie war daheim. Das ist etwas, und der Herr Lehrer hatte es zustande gebracht. Am Abend, wenn die Wolken besonders nahe an ihren Fenstern vorbeizustreifen schienen, sah die Lehrerin ihren Eheliebsten mit leuchtenden Augen an. Dann wusste sie ihn voll heller Gedanken, welche er ihr nachher, wenn sie ihm die Arme um den Hals legte, erzählen würde. Es geht viel in einen Tag, und je mehr man hineinbringt, desto kürzer ist er. Darum wurde der Frau Line die Zeit nicht lang, wenn sie ihren Mann in der Schulstube mit den Kindern aufbegehren hörte. Ein ungläubiges Lächeln kam sie an. Dass ihr Mann aufbegehren konnte, war ihr selten, und sie freute sich beinahe darob.

Im Frühling hatten sie geheiratet, als sie die Stelle bekamen, welche ein wenig mehr und nun weniger eintrug, als die des Armenlehrers in der Stadt. Und nun wartete Frau Line auf ein

Kindlein. Es war ihrem Vater so merkwürdig vorgekommen, als sie es ihm berichtete, dass er sich hinsetzte und mit seinen Kleinhändler- und Weingärtnerhänden einen Brief schrieb. Das schlug ihm sauer an, und die junge Frau erschrak, als sie die unbeholfenen Zeichen sah, dann lachte sie sich aus. Dass der Vater schrieb, war ein Zeichen, dass ihm nichts Böses zugestoßen war. Als sie den Brief aufmachte und las, sang sie einen kleinen Jauchzer. Der Lehrer hatte in seiner Schulstube feine Ohren. Es entging ihm nicht, wenn auf der hintersten Bank und in der dunkelsten Ecke der Hans Meier und der Heiri Gut ihren neuesten Streich ausheckten. Sie mochten die Sache noch so knapp vornehmen, was die Worte anlangte, er erwischte sie dabei und stellte sie vor die Wandtafel. Aber auf das kam es nicht an. Er hörte noch viel sicherer jeden Stuhl, welchen seine Frau über ihm verschob; jeden Tritt, welchen sie aus der Stube oder ans Fenster machte. Er wusste, wenn sie am Tisch saß und nähte und brachte heraus, wenn sie sich auf den Ofen setzte und Kartoffeln schnitzte. Da hörte er auch ihren Jauchzer und nachher, wie sie mit Eifer die Treppe herabhuschte und vor seine Schulstube kam. Er starrte auf die Türe und vernahm, wie die Schritte nach einem Zögern sich wieder entfernten. Mit einem Satz war er draußen und hielt seine Frau.

„Was ist, Line?“ ängstigte er.

„Er kommt!“ sagte sie jubelnd und wies ihm den Brief.

Er tat zuerst nichts, sah dann auf seine Uhr, und weil es halb elf war, rief er in die Schulstube:

„So Kinder, für heut ist Schluss!“

Es gab ein großes Geheul und Getrampel.

„Sie sollen auch ihre Freude haben“, entschuldigte er.

Oben standen sie neben dem Herd und schauten abwechslungsweise in die Pfannen, in welchen Milch und Kaffee kochten und Kartoffeln sotten und waren froh.

Anderntags stellte der Schulpfleger Kretz fest, dass der Schulmeister Gretener noch dümmer war, als er dachte: hatte fast nichts zu beißen, erwartete ein Kind und nahm noch den Schwiegervater zu sich; dabei lachte er den Tag über, als gehöre ihm das ganze Dorf, und wie wenn er vor lauter Überschuss nicht wüsste, wie sich freuen.

Frau Line wartete auf ihr Kindlein. Ihr Mann und ihr Vater halfen ihr dabei, und wenn es auf das Verhätscheln ankam, so war sie eine Fürstin, und zählte man die Hoffnungen aller zusammen, wurde sie eine Königin. Der Vater hatte ihr nichts mitgebracht, als sein Köfferchen und zwei Blumenstöcke. Die Bahn sollte ein Fässlein Wein zutragen.

„Prima hergestellt", geheimnisste er zu seinem Schwiegersohn, „ganz besonders für die Line", als der Lehrer meinte, die Säure könnte der Mutter und dem Kind nicht bekommen.

Die Tage gingen gemächlich dem Frühling zu. Am Abend geigte Josef Gretener seiner Frau beim Fenster die schönsten und tröstlichsten Weisen, während sie an Windeln und Schlüttlein stichelte. Es schien ihm ein unerhörtes Wunder, dass er Vater werden sollte. Nachts, wenn er die ruhigen und tiefen Atemzüge seiner Frau neben sich hörte, sann er darüber nach, wie er Lines und seines Söhnleins Erlösung feiern könnte. Denn dass es ein Mägdlein sein möchte, daran dachte er nicht.

Einmal, mitten aus dem Schlaf, kam dem Lehrer ein froher Gedanke. Er wollte für seinen Sohn ein Lied dichten und in Klang setzen und es ihm am Tage und in der Stunde seiner Geburt vorspielen. Es sollte eine Überraschung für Line sein. Langsam wuchs in ihm eine herrliche, heimliche Aufregung und ließ ihn nicht wieder zur Ruhe kommen.

„Fehlt dir etwas?" sorgte seine Frau.

Der Schulmeister errötete in seinen Kissen so jäh, dass er meinte, man müsste es durch die Dunkelheit leuchten sehen.

„Oh nein, ich denke nur an etwas herum!"

Frau Line ließ ihn denken. Josef Gretener aber suchte Verse, Reime und eine Melodie. Der Morgen lag vor den Fenstern über den Hügeln; er schlief immer noch nicht. Dann holte er tief Atem und legte sich vom Licht ab. Er hatte die erste Strophe gefunden.

Wenn es Menschen gibt, welche mit den Augen auskommen, um zu verraten, was sie denken, so gibt es auch solche, welche diese Sprache entziffern können. Frau Line witterte etwas Verborgenes, und der Lehrer merkte, dass sie ihm auf die Spur seiner Heimlichkeiten zu kommen trachtete. Zwar spielte er immer noch an hellen Abenden, aber er war nicht recht dabei, und sein Ohr suchte weiche Töne und wiegende Klänge. So kam es, dass die

Lehrerin öfters nachdenksam auf ihren Mann hinuntersah. Schließlich wurde sie unruhig; denn er hielt ihren Blick nicht aus und seine Augen flohen, wenn sie sie festhalten wollte. Darum ging sie nicht länger um die Sache herum und brachte sie zur Sprache.

„Du verbirgst mir etwas?“ fragte sie vorwurfsvoll.

„Nein!“ log der Lehrer und wurde über und über rot, aber seine Augen strahlten.

„Ich weiß es!“ schloss sie und ging verstimmt in die Küche.

„ — — — — — — — — — — — “ — — — —

Der Tag war schimmernd vom Morgen bis zum Abend. Die Bäume und Hügel standen noch kahl, aber die Knospen glänzten. Das Geäst stach reglos und unentwirrbar vor dem klaren Himmel; die Vögel staunten in den Zweigen und scharrten in der Dachtraufe des Schulhauses. Da hielt der Lehrer Gretener in seiner Schulstube die letzte Rede an seine Kinder und ließ sie in die Ferien laufen.

Frau Line sah mit nachdenklichen Augen über ihren Herd. Irgendetwas geriet nicht wohl. Man wusste noch nicht was es war. Der Vater saß im Wohnzimmer über der Zeitung und vor einem Glas Sauern. Die Bedenklichkeit des Lehrers über seinen Wein hatte ihn angesteckt, deshalb trank er ihn selbst, um seiner Tochter keine Unannehmlichkeiten zu machen. Die Sonne lag in allen Winkeln der Stuben und zitterte in zierlichen Ovalen über die Böden.

„Nun wird es Frühling“, kam Gretener und berichtete. Seine Frau sah ihn ob der Neuigkeit erstaunt an. Er spürte, dass dem Pfündlein Fleisch ein Unglück zugestoßen war. In der Nähe des Fensters hing noch, fast verlüftet, ein brenzliger Duft.

„Angebrannt?“ fragte er, indem er einen Deckel hob.

Frau Line wurde rot wie ein Weinapfel. Sie senkte kurz die Augenlider. Was das etwa mit dem Frühling zu tun habe? Dann löschte sie mit einer Kelle Wasser nach. Der Lehrer lachte, vielleicht dass die Sonne dem Feuer unter der Pfanne mithalf. Aber es war keine Empfänglichkeit für seine Freude übrig. Deshalb ging er zu seinem Schwiegervater hinüber und fragte ihn aus.

„Gibt es etwas Neues?“

„Oh, nicht viel“! dann lachten sie beide, weil es täglich die gleiche Antwort war und ließen ihre Augen gemeinschaftlich über den Nähtisch der Frau gehen und nickten einander zu.

„Der Braten ist herrlich“, behauptete nachher Josef Gretener mit Überzeugung. Er dachte an eine Knospe, welcher er am Vormittag das herrlichste Geheimnis abgelauscht hatte, sie war unter seinen Augen aufgegangen. Auch war er mit zwei Strophen seines Liedes fertig geworden und wollte nun an die Töne gehen. So kam er um die Verdünnung der Brühe herum.

In den Morgenstunden schloss sich der Lehrer in seine Schulstube ein. Er fror ein wenig, wenn er die vielen leeren Bänke sah. Auch stand kein Strauß auf seinem Tisch. So war es noch öder als sonst zwischen den vier Wänden. Vor ihm lag ein Bogen, auf welchem er mit feinen Linien das Netz für sein Lied ausgeworfen hatte; hin und wieder fingen sich einige klare, gute Akkorde in den Maschen. Dann wurde ihm heiß und um ihn herum war nicht mehr die Leere, sondern er stand im Schlafzimmer und spielte seine Frau und seinen kleinen Buben, so leise er es vermochte in Schlaf.

Inzwischen kam Frau Line in die letzten Monate ihrer Hoffnung. Ihre Augen schienen viel Licht nach innen zu verschwenden, für die Welt wurden sie matt und leer. Sie war müde mit ihren Gedanken und ihrem Tun. Die beiden Männer gingen auf Fußspitzen durch die Stuben, um sie nicht zu erschrecken, wenn sie an sonnigen Stunden am Fenster saß und in die grünenden und blühenden Bäume sann. Manchmal träumten ihre Gedanken verloren um ihres Mannes Sonderlichkeit, und dann lächelte sie. Sie hatte ein Gefühl, als sei sie schon sehr alt und müsse viele Torheiten und Merkwürdigkeiten verzeihen. Darum sprach sie mit ihren Leuten wie mit Kindern, welchen sie viel Nachsicht zugeben wollte, oder sie schalt sie mit gleichmütiger Gelassenheit, wenn sie es als gut erachtete. Ihr Vater wurde bei dieser Art unruhig.

„Ich glaube, sie ist krank“, flüsterte er dem Lehrer zu, als sie einmal allein in der Stube saßen. Dieser sah den Alten verständnislos an.

„Wer?“

„Die Line!“

Da wurde der Lehrer blass wie ein Leichentuch. Und wie um sich zu entschuldigen, kümmerte er: „Glaubst, dass sie es nicht leicht hat?“

„Wohl, wohl“, antwortete der Alte, „aber sie ist so gar nicht

aufgeregt, und sonst sind die Frauen in diesen Umständen nicht gerade weichhaarig".

Die Gedanken flogen dem Josef Gretener mit einemmal. Vielleicht war es nicht recht, dass er seiner Frau sein Geheimnis verschwieg. Wenn sie sich mit ihm freute, brachte das ihr Blut aus dieser Ruhe, und es wurde, wie es sein musste. Er suchte nach einem schnellen Wort, oder einer ungeduldigen Handbewegung seiner Frau. Er musste weit zurückdenken, bis er auf seine Rechnung kam. In den letzten Wochen fand er nichts.

Weil er es ihr nun sagen wollte, musste er einen Feiertag daraus machen.

Sie waren diese Woche neben die Blumen gekommen, wenn man die Aussicht auf die Baumgärten nicht zählte. Josef Gretener beschloss, seiner Frau einen Bund der schönsten Frühlingsblumen aufzutreiben, welche es im Dorf gab. Er hatte im Garten des Schulpflegers Kretz Schneeglöcklein und Schlüsselblumen gesehen. Da ging er hin.

„So, so für die Frau", machte der Schulpfleger, „das ist schön, wenn man's so hält."

Die Kretzin staunte nach ihm, dann ging sie mit dem Lehrer in den Garten und band ihm einen großen Strauß.

„Ich lass die Frau Lehrer auch schön grüßen und ihr gute Zeit wünschen", und nachher fügte sie bei, „das kann jedes brauchen, denk ich".

„Ich dank schön, und was kostet das?"

Die Schulpflegerin sah Josef Gretener einen kurzen Blick an, dann wandte sie sich langsam dem Hause zu.

„Denk nichts, wenn der Kretz meint, es sei schön so!" gab sie über die Schultern Bescheid.

Sie schien nicht mehr viel Glauben für die Zartheiten ihres Mannes übrig zu haben. Unter der Türe schaute sie dem Schulmeister nach. Ein Merkwürdiger musste er schon sein. War schon ein ganzes Jahr im Dorf und man wusste kaum recht, wie er aussah. Das würde sich vielleicht bessern, wenn Kinder da waren, dann kommen die Frauen von den Männern so nach und nach weg, oder umgekehrt.

Der Lehrer stand mit seinem Bund Frühlingsblumen in der Küche. In der Wohnstube redeten zwei Stimmen gegeneinander;

es klang nicht sonderlich friedfertig. Mit einem Ruck riss er die Türe auf und sah ein Häuflein Tellerscherben am Boden liegen; darüber keiften seine Frau und ihr Vater. Gretener staunte von der Einen zum Andern. Aber er stöberte ein verhaltenes Zucken um die Mundwinkel des Vaters auf und ein Flämmlein, welches ganz hinten in den alten Augen flackerte; so kam er herzlich ins Lachen.

„Vier Teller in Scherben sind nicht zum Lachen! Wir haben's nicht nötig, dass wir das Glück so bestellen.“ Frau Line wollte es ärgerlich sagen, aber es kam doch wie ein gutes Geständnis heraus. Da nahm sie ihren Besen und zog die Küchentüre unsanft hinter sich nach.

„So“, sagte der Alte, „das ist nicht schlecht gegangen; etwas viel Lärm und einige Teller für eine Aufregung. Deine Blumen kannst du allerdings vorläufig in Essig stellen.“

So kam Frau Line in den Zustand, welcher sich ihren Umständen nach gehörte. Beinahe hätte ihr Mann deswegen mit seiner Überraschung weiter geheimnisst. Aber die Teller klirrten nicht lange nach, und als alles wieder in Glätte kam, und wieder lauter mütterliches Nachsehen um sie herum war, rückte der Lehrer doch heraus:

„Du!“ fing er an. Es war Abend. Die Schneeglöcklein und Schlüsselblumen standen auf dem Fenstersims hinter Frau Lines Nähtisch. Die Küchentüre war offen, es kam eine gute Wärme ins Zimmer; die Scheiben liefen an, und man konnte die Sterne nicht sehen. Die Öllampe surrte; hin und wieder raschelten die Zeitungsblätter. Line sah ihren Mann an.

„Ich habe ein Gedicht und ein Lied für unsern Buben gemacht!“ Da kamen der großen Frau fast die Tränen. Sie fühlte, dass es ein Geständnis sein sollte, und dass nun die Heimlichkeiten wieder aus dem Wege waren. Sie legte ihren Kopf gegen ihren Mann.

„War es das?“ fragte sie.

„Ja“, antwortete er verwirrt.

„Willst du es mir nicht zeigen und spielen?“

Da legte er ihr ein Blatt auf die Knie und holte seine Geige. Sie schien auch mit den Augen zu hören, als müsste sie die Töne in sich hineinspiegeln.

„Es ist schön“, sagte sie, „nun will ich das Gedicht lesen!“

„Für unsern Buben“, meinte der Lehrer zärtlich.

„Ja!“ Frau Line sah in das Licht. Der Alte legte seine Zeitung zusammen.

„Er soll heißen wie du Vater: Heinrich Georg“, erklärte der Lehrer.

Nun spielte er das Lied noch einmal und sang dazu leise die Strophen.

„Und wenn der Bub, der Heinrich Georg, älter, ist, vielleicht auch schon Vater, wird er dieses Lied spielen!“

„Später musst du ihm dann einen Spruch für sein Ross machen, das wird ihm lieber sein, und er wird bald eines wollen“, schob der Vater ein.

Frau Line sah aus dem Licht und aus der Stube zurück in die roten Kammern ihres Herzens. Da lag unter der untersten, so dass man es wohl merken und sehen konnte, das Geschöpflein, welches sie erwarteten.

„Es wird schon ein Bub sein“, hoffte sie bekümmert. Sie hatte noch gar nicht daran gedacht, dass es etwas anderes sein sollte als ein Kindlein. Nun mit einemmal beschlossen sie und rieten in die Zukunft; jetzt verteilten sie Hoffnung und Liebe so, dass es wohl für einen Buben ausreichte, aber wenn das Kindlein ein Mägdlein war, musste es erst über eine Enttäuschung hinweg seine Wärme stehlen. Da nahm sich Frau Line vor, ihr Kindlein mit aller Glut zu hegen, so dass es, wenn es nicht nach den Wünschen des Vaters wurde, keine Kälte fühlen sollte. Aber sie behielt ihre Gedanken für sich und trug nun ihrerseits an einer seltsamen Heimlichkeit. Nur dass niemand darum ahnte. Ihr Mann aber träumte Tag und Nacht von seinem Buben.

„Und wenn er dann größer ist, und ich gehe mit ihm durch den Wald und sage ihm alles, was wird und fliegt, dann kommen wir müde heim, und du hast uns ein Süpplein gekocht und hast helle Augen, dass wir wieder da sind!“

„Ja“, nickte Frau Line, sie mochte nichts mehr weiter, als zu allem ja sagen. Sie war in diesen Wochen sehr weise und vernünftig geworden. Manchmal wunderte sie sich darüber und sie fror ein wenig, als ob es eine Krankheit wäre. Nachher wurde es wieder anders, aber jetzt waren der Alltag und die Menschen um sie herum, wie ein guter einfacher Holzrahmen, und man konnte

sich nicht aufregen, wenn hin und wieder ein kleiner Fehler im Holz lag. Dazu war das Bild zu schön. Um dieses musste man sorgen: es war ein nacktes hilfloses Kindlein, welchem man den Weg ins Leben weisen durfte und welchem man mit zärtlicher Liebe die Augen und Ohren auftun sollte, dass es nicht sonderlich von dem grellen Licht und dem lauten Lärm der Welt erschrak. Nun lag es noch da und schien kein rechtes Leben zu haben und war schon eine süße Sorge und eine selige Qual.

Josef Gretener spann um seinen Buben herum ein goldenes Sonnennetz und dachte mit keinem Gedanken daran, dass er seine Schlösser auf schwankende Hoffnungen aufbaute. Er goss alles Licht über seine Träume, und sie wurden ihm immer wertvoller, desto mehr Gefühl er an sie verschwendete. Eines allerdings wusste er und vergaß es nie, dass er träumte. Und darum war es eigentlich sinnlos, dass Frau Line sich sorgte. Sie tat es dennoch, denn man kennt einen Menschen nicht, wenn man ein ganzes Leben mit ihm geteilt hat; warum sollte sie ihren Mann kennen, wo sie nur ein Jahr mit ihm zusammengegangen war. Sie sann immer: wenn es nun kein Bub war, und sie sah die dunklen Augen ihres Liebsten dunkler werden und ein mitleidiges Feuerlein in ihnen aufflackern. Zuhinterst aber, ganz auf dem Grund, wo die Wahrheit ist, lag eine große ungebändigte Enttäuschung. Es würde ihn viele Tage still und nachdenklich machen. Frau Line dachte an diese vielen Tage, an welchen ihr Kindlein eine Waise an Vaterliebe sein sollte. Dabei ließ der Lehrer seine Denkflitter immer verwegener leuchten. Wenn Heinrich Georg älter wurde, musste er Künstler werden. Hatte er es selbst nicht zu einer guten Fertigkeit gebracht? Hatte der Kleine nicht eine stattliche, gute und lachende Mutter, wie alle großen Männer? Er würde in einer namhaften Stadt in Deutschland auf die Musikschule gehen und nach einigen Jahren gab er sein erstes Konzert. Weiße Plakate hingen an allen Säulen, und darauf las man, dass Heinrich Georg Gretener spielte. Am Abend würden sie Heinrich Georg abholen. Vielleicht war dann auch der Großvater noch da, und sie zitterten alle drei ein wenig. Aber Heinrich Georg lachte. Dann saßen sie vorne, ganz nahe am Podium. Einige Leute wussten, dass sie Vater, Mutter und Großvater des Künstlers waren und zeigten sie den andern mit einem Augenzucken. Dann spielte Heinrich Georg

zuerst das Lied, welches ihm der Vater für seinen Geburtstag geschrieben hatte, und man sprach in den Zeitungen davon. So hängte Josef Gretener in seinen Träumen das kleine Sternlein Ruhm, welches er für sich erhoffte, an die glänzende Zukunftssonne seines Sohnes, bevor dieser geboren war.

Frau Line spann ihre Sorge dichter um das Kindlein, welches ein Mägdlein werden konnte. Sie mochte zwar zu den Hoffnungen des Lehrers nichts übriges tun als nicken; vielleicht kam er von selbst auf einen andern Gedanken. Darum riss sie sich von der Zeit los und träumte. Wenn es ein Mägdlein war, so würde es einmal Einer holen, wie Josef Gretener sie geholt hatte.

* * *

Als Josef Gretener Frau Line geholt hatte, ging es dem Herbst zu. Sie war eines kleinen Stadthändlers Tochter gewesen und hatte beinahe ein Dutzend Freier gehabt. Die Jungfer Line wog hinter dem Ladentisch ein Pfund Zucker in einem Sack und streifte ein Viertelpfund Schmierseife in einen Blechteller, zwischen hinein reichte sie einem Holzfuhrmann zwei Stumpen aus dem Glaskasten. Damals zog Josef Gretener als Hilfslehrer an der Armenschule zu und hatte in der Straße, in welcher das Lädlein stand, seine Stube gemietet. Am Abend kam er und holte sich für zwei Batzen Käse und eine Flasche Bier. Nachher sah sie ihn zum Bäcker hinübergehen und mit einem Päcklein mehr unterm Arm wieder aus dem Laden kommen.

Es war eine merkwürdige Stadt. Was eigentlich zu ihr gehörte, schien zu schlafen. Die Nachfahren der früheren Ratsherren mussten mit Schimpfen auskommen, sonst hatten sie nichts mehr zu bedeuten. Was in der Stadt oder vielmehr um sie herum, wirklich lebte, gehörte nicht dazu. Es war eingewandert oder hatte sich sonst auf eine Weise von der Art losgemacht. Die Straße, es gab sonst nur einige Gässlein, zog sich zwischen zwei Türmen zusammen, und drei Brunnen standen behäbig und vielröhrig in regelmäßigen Abständen dazwischen.

Zwei Monate brauchte der Armenlehrer, bis er mit der Jungfer mehr als drei Worte austauschte. Es war, als er zum ersten Male Öl in sein Lämplein haben musste. Da fing die Jungfer an:

„Es wird jetzt früh Nacht, Herr Lehrer!“

Aber Josef Gretener wusste nicht fortzufahren. Er war sehr erstaunt über diesen Satz. Trotzdem er nur Wahrheit enthielt, brachte er ihn aus seinem ruhigen Fahrwasser. Er bejahte rasch und verlegen. Dann machte er sich schnell wieder fort. Auf seinem Zimmer richtete er sich sein Abendessen, und als er damit fertig war, und ihn keine Sorgen und kein Magenknurren mehr störten, drehte er die Worte der Ladenjungfer behutsam nach allen Seiten und träumte darüber glücklich in die Nacht hinein. Sein Lämpchen hat er zwar an jenem Abend noch nicht gefüllt. Er hatte einen Stoß Hefte zu korrigieren; er ließ sie liegen. Die rote Tinte kam ihm sehr verächtlich vor und die Regeln der Rechtschreibung und der Satzlehre außerordentlich entbehrlich. Auch am nächsten Tage dachte er die Stunden hindurch an allerlei und besonders auf den Abend. Als er wieder im Lädlein stand, schien es ihm bekannt und zutraulich, denn er hatte seine Gedanken hundertmal um den Tisch, hinter welchem die große Jungfer stand, gehen lassen. Da sie keine besondern Augen und überflüssigen Worte für ihn zu haben schien, erstand er sich zögernd noch zwei Stumpen, um die Möglichkeiten zu vermehren. Aber es wurde nichts. Da stahl er sich heimtückisch die Blicke voll von Gegenständen und Waren aus dem kleinen Raum, stellte sie zu Hause gehörig auf und die Jungfer mitten hinein. So hatte er doch seine Festlichkeit.

Um das Städtchen herum waren Rebberge, welche einen leidlich sauren Wein eintrugen. Man sagte zwar über die Trauben, welche an den kümmerlichen Stöcken wuchsen, dass jeder Besitzer mit seinem Anteil sich verpflichten müsse, eine Steinmühle zuzulegen, um die Beeren, bevor er sie in die Trotte gab, zu brechen. Das war übertrieben. Wenn man an die Luft der Gegend gewöhnt war, so tat einem auch der Wein nichts zu leide.

Alle Jahre wurde der Wimmet mit einem Fest beschlossen. Dann war ein großes Treiben im Städtchen. Wer keinen Weinberg hatte, machte sich sonst eine Wichtigkeit zurecht: buk Kuchen und Küchlein und zog sich während einiger Wochen den guten Duft durch die Nase. Jungfer Lines Vater hatte einen Weinberg, aber das schien ihm gerade ein Grund, auch die andere Sache nicht zu vernachlässigen. Am Vorabend der Feier schaffte Jungfer Line, weil sie eher nicht dazu kam, in der Küche herum,

als der Lehrer in den Laden trat. Er musste eine Weile einsam in der Dämmerung stehen und dachte in seiner Verliebtheit schon daran, dass irgend etwas Ungutes vorgegangen sei, als ihm ein gemütliches Geräusch, wie aus einer Schmalzpfanne in die Ohren zischte. Da wartete er geduldig seine Zeit, bis ihm Jungfer Line erhitzt und in weißer Schürze seine Päcklein zuteilte. Der Geruch der Herrlichkeiten kam durch die offene Küchentüre verlockend auf ihn zu, da fand er es nicht unbescheiden, sie nach ihren Vorbereitungen und Vorhaben auszukundschaften. Sie gab ihm Bescheid, und er vernahm, dass sie morgen auch dabei, nämlich beim Fest sein würde und sogar daran dachte, zu tanzen.

„Dürfte ich dann vielleicht jetzt schon um einen bitten", frug der Schulmeister.

„He warum nicht und ich danke!" war die Antwort. Dann verschwand sie wieder, ihm zunickend, in der Küchentüre.

„So", dachte Josef Gretener und ging, wie wenn er einen wunderbaren Stern entdeckt hätte, in seine Stube zurück. Dort nahm er seine Geige hervor und spielte den ganzen Abend. Jeder Lehrer muss geigen können, das gehört zum Gesangsunterricht. Josef Gretener geigte sogar ein wenig besser, als es sich einfach gehörte. Er war dazu beim Hornisten Großjohann vom städtischen Orchester in die Stunde gegangen, welcher zwar selbst den Bogen nicht führte, aber das richtige Gefühl dafür hatte. Der Schulmeister musizierte, wenn ihm das Herz wegen irgendeiner Freude überlaufen wollte, oder spielte sich von einem Verdruss in eine freundliche Ruhe hinein. Darum jubelten die Saiten auch dieses mal die halbe Nacht hindurch.

Am andern Nachmittag, an einem Sonntag voll Licht, machte sich Josef zum Festplatz hinaus. Er ging in all der heitern Menge, welche eine Kostprobe an der Trotte vornehmen wollte und stach mit seinen hellen Augen nicht sonderlich von seinen Weggenossen ab. Die Freude ist wie eine tausendfache Brücke. Wer sich freut, der hat einen Bekannten, ohne dass er sich danach umzusehen braucht. So ging es auch dem Lehrer. Er kam neben einen stattlichen Mann zu gehen, welcher ihm mit Vertrautheit die Vorzüge des Heurigen auseinandersetzte und ihn einlud, ein besonderes Pröblein bei ihm zu tun.

„Ihr seid doch beim Krumm am Markt angestellt?“

„Nein, ich bin der Lehrer Gretener von der Armenschule.“

„So, so, dann macht's auch nichts, wegen dem werdet Ihr das Müsterlein doch vertragen!“

Der Josef Gretener vertrug das Müsterlein ausnehmend gut und fiel von einer Verwunderung in die andere: zum ersten war der Wein nicht so sehr sauer, wie er sich vorgestellt hatte; zum andern meinte eine bekannte Stimme: „Das kommt erst noch“, und wie er aufsah, stand vor ihm die Jungfer Line — er war ahnungslos an ihren Vater geraten. Da wurde der Wein noch um einige Grad süßer. Weil es mit dem Tanzen noch nichts gab, schlug die Jungfer vor, man solle einen Gang in den Wald machen.

„Du bist nicht recht gescheit!“ brummelte der Alte.

„He, warum nicht“, erwiderte die Tochter, „du kannst ja dableiben!“

Der Vater gab ihr einen erstaunten Blick unter den Augenwimpern hindurch.

„Na dann“, machte er gemütlich.

Da gingen sie in den Wald. Wenn Josef Gretener zwischen Baumstämmen ging, wurde er sicher und hoffnungsvoll. Er fand hundert Wege, welche wie Ahnungen vor einem plötzlichen Dickicht aufhörten.

„Wenn sie weiter führten, so wäre es nichts“, erklärte er, „nur ausgeschöpfte Schönheiten machen traurig, so lange ein Rätsel in ihnen steht, sind sie froh und machen froh!“

Noch waren alle Blätter grün, nur hin und wieder wirbelte die Luft ein frühes gelbes Blatt vor ihre Füße. Die Jungfer ging ein wenig erstaunt neben dem Schulmeister. Wenn er so Abend für Abend seinen Käse und sein Bier einkaufte und einen knappen Gruß darüber hinaus gab, so war seine Stimme nicht so sieghaft und mutig. Plötzlich, ganz beklommen, als ob er sie um etwas Unerhörtes bäte, fragte er:

„Darf ich Ihnen ein Gedicht sagen?“

Sie sah an ihm vorbei, durch eine Lichtung hindurch auf der Festwiese allerlei Buntes und Hastiges. Das flog sie auf einmal an, wie der Werktag, während sie seltsam und allein im Sonntag ging. Da nickte sie und er hub leise an. Sie wurde über und über rot, wie ein Kind, welchem ein großer Wunsch auf eine

unerwartete Weise erfüllt wird. Nachher frug sie zaghaft: „Haben Sie es gemacht?“

Und da er bejahte, leuchteten ihre Augen auf; eine Weile besann sie sich, dann schob sie ihren Arm in den seinen und lachte ihn glücklich an.

„Ich will schon“, sagte sie, als ob sie auf eine Frage antwortete. Sie sah den Lehrer an, dieser ging wie im Traum. Er hatte die Augen geschlossen, aber die Freude wob ihren hellen Faden über sein Gesicht, so dass es lauter Glanz schien.

„So“, sagte der Alte, als sie ihm die Sache erzählten, „dann ist's recht“.

— — — — — — — — — — — — — — —

Daran dachte Frau Line zurück, wie es gewesen war, als sie noch hinter dem Ladentische stand, und wie sie am Wimmet mit dem Armenschulmeister durch den Wald ging, und wie er ihr ein Gedicht vorsagte, in welchem von einer verborgenen Liebe und von einer guten Hoffnung stand, so dass sie nur ja zu sagen brauchte. Es zog eine stille Ruhe bei ihr ein. Alles war bis jetzt gut und schön gegangen. Sie hatten Sonne im Haus gehabt, auch wenn es sonst allerorts in der Welt regnete und viel Glanz war in ihren vier Wänden gewesen. Also brauchte sie sich nicht zu sorgen, sondern musste es bloß ihrem Manne sagen, dass es ein Mädchen sein könnte.

Aber sie tat es nicht, denn der Lehrer träumte ihnen ihres Sohnes Zukunft weiter vor und hatte eine überzeugende und überzeugte Stimme. So fiel Frau Line wieder in ihre Traurigkeit. Sie hatte einen Traum gehabt, einen guten und hellen, an die dunkeln glaubte sie nicht, und nun wusste sie, dass es ein Mägdlein sein würde. Darum sagte sie nichts.

In einer nächsten Nacht kam ihre schwere Stunde. Ihr Mann klopfte an des Schwiegervaters Türe und schickte ihn um Beistand ins Dorf. Dann legte er seine Geige auf den kleinen Tisch bei den Schlafzimmerfenstern, ohne dass es Frau Line gewahr wurde. Sie war ein wenig blass und ein wenig müde.

„Jetzt schon müde“, dachte sie und sorgte sich.

Dann kam Anne Meier und trank Kaffee. Es war morgens um vier Uhr und noch kalt.

„Die Herren sollten auch Kaffee trinken“, riet sie.

Aber die beiden Männer fürchteten sich noch mehr vor den kommenden Stunden, als Line, welche mit schmalen Lippen und steifen Armen in ihren Kissen lag. Sie rührten den Kaffee nicht an. Sie saßen einander gegenüber mit einem Buch und mit einer Zeitung, und lasen jedesmal, wenn der andere zur Schlafzimmertür aufsah. Sonst horchten sie und hatten heiße Augen.

Frau Line lag nicht mehr still in ihren Kissen. Die Schmerzen waren nicht leicht zu ertragen. Josef Gretener wollte hinüber, aber sie schickte ihn fort.

Dann nach einer Stunde wehte sie auf.

„Was ist es?“ Der Lehrer stürzte angstvoll in die Kammer und der Alte faltete die Hände.

„Es ist vorüber!“ sagte Anne Meier. „Es ist ein Mädchen!“

Frau Line sah mit gebrochener Kraft in ihres Mannes Augen: darin brannte eine unendliche Freude. Er holte seine Geige. Anne Meier sah ihn erstaunt an, aber er spielte doch. Dann stellte er sich neben das Bett seiner Frau.

„Es ist ein Mädchen!“ flüsterte sie und seufzte. Aber er verstand sie nicht. Da lag sie ruhig.

Die beiden Männer saßen sich wieder gegenüber, aber sie lasen sich nichts mehr vor.

„So, ein Mädchen“, sagte der Großvater, und seine Augen fragten zu Josef Gretener hinüber.

„Es sieht schon ganz aus wie Line!“ erzählte der junge Vater.

Der Alte strahlte.

„Wie soll es heißen?“

„Heinrich Georg doch!“ antwortete der Schulmeister. Dann wurde er rot bis unter die Haarwurzeln, so schämte er sich. Er ging zu seiner Frau hinüber und strich ihr ganz zaghaft und nachdenklich über die Stirne.

„Es sieht dir ähnlich, Line, und ich bin so glücklich! Wie soll es nun wohl heißen!“

Da lächelte Frau Line ganz tief und glücklich.

„Heinrich Georg doch!“

Nun kniete er neben das Bett und neben die Wiege und legte seinen Kopf auf das Kissen an Frau Lines Kopf.

„Wie du soll es heißen, Line, und wie meine Mutter!“

□□□